

REGIEPREIS LUDWIGSHAFEN
an Thomas Stuber
© Dr. Michael Kötz
02.09.2023



Es hat eine lange Geschichte, dass sich im Kino und dann im Fernsehen die sogenannte Handschrift durchgesetzt hat, die Erkennbarkeit des Regisseurs, unabhängig davon, welchen Stoff er oder sie anfassen. Sogar mitten im Hollywood der 50-er Jahre sind ein John Ford oder Alfred Hitchcock erkennbar, egal, welche Geschichte sie erzählen, ja, sie wurden sogar zu den Urvätern, den Vorbildern der jungen Autoren, die dann 20 Jahre später das Prinzip Autorenfilm in die Welt brachten: Ein Kino, bei dem diese Handschrift schließlich sogar der Grund war, warum man damals als Zuschauer ins Kino ging, einen neuen Godard sehen wollte oder Cassavetes, Truffaut oder Wajda, Wenders oder Fassbinder. Welche Geschichte diese neuen Autoren des Kinos erzählten, war nahezu nebensächlich, es war die Handschrift, die man immer wieder erleben wollte. Schöne Zeiten. Zeiten, in denen die geschäftliche Seite des Filmmachens oft zurückstehen musste vor der künstlerischen und nicht selten große Werke entstehen konnten, obwohl sie am Ende nur sehr wenige Zuschauer hatten. Sagen wir ruhig: Ganz nach dem Vorbild des Regietheaters an unseren städtischen Bühnen.

Was aber ist eine „Handschrift“ im Film? Die Schauspieler sind es selten, die Geschichten sind es auch nicht und die Drehorte schon gar nicht. Es sind also überhaupt nicht jene Elemente, die ein sogenannter normaler Zuschauer beachten würde, wenn er oder sie sich für einen Filmbesuch entscheiden. Was ist es dann?

Bei unserem Preisträger ist es ein Weltbild, kein akademisches Weltbild, sondern eine Lebenseinstellung, eine sehr persönliche Grundhaltung, ob auch im Privatleben weiß ich nicht und will es auch gar nicht wissen, wohl aber in der Kunst. Setzt er sich ein Thema, sagen wir zum Beispiel Halbwüchsige in einem Elite-Internat, dann sucht er geradezu instinktiv nach dem Verborgenen, nach dem Abgründigen, dem nicht so Edlen in deren Dasein. Dann entwickelt er aus einer Geschichte, die ein anderer als Drehbuch schrieb, das Porträt von Jugendlichen aus bestem Hause, wie man so sagt, die trotzdem keine guten Menschen sind, blickt in deren Abgründe von Hass und Gewalt. Das war im Jahr 2007 und unser Preisträger war damals bei dieser Low-Budget-Produktion, seinem ersten längeren Film, der aber schon in einer Nebenreihe auf der Berlinale lief, er war damals Mitte Zwanzig, Sohn einer Professorin für Theaterwissenschaften in Leipzig, noch ein Kind von acht Jahren, als die Wende die DDR beendete, dann Student der Filmakademie Baden-Württemberg in Ludwigsburg. „Von Hunden und Pferden“ heißt ein Schwarz-Weiß-Kurzfilm, der den Studentenoscar und den Deutschen Kurzfilmpreis gewinnt, nach einer Kurzgeschichte des Leipziger Schriftstellers Clemens Meyer. Mit dem setzte er sich dann zusammen und schrieb das Drehbuch zu „Herbert“. Und dieser Film setzt den Regisseur Thomas Stuber mit einem Schlag ins Rampenlicht, wenn auch das Rampenlicht nicht der kommerziell erfolgreichen Filme für alle, sondern dieses gute alte Licht des Autorenfilms. Denn die Atmosphäre, also wieder die Weltsicht dieses Thomas Stuber, markieren den Film so überdeutlich, dass jede Handlung nahezu sekundär wird. Es ist die traurige, lebensabgewandte Haltung des Helden, die unendlich tiefe Resignation, existentialistische Distanz zur Lebensfreude, die der großartige Schauspieler Peter Kurth umsetzt als ginge es wahrhaftig um sein eigenes Leben.

Es ist das Leben eines Ex-Boxers, der heute Türsteher ist und eigentlich davon lebt, mal diese besseren Tage gesehen zu haben, noch immer stolz auf seine Muskelkraft und dem dann genau diese Muskelkraft abhandenkommt und zwar gleich richtig bis hin zum Rollstuhl. Das Leben, sagt Stuber damit indirekt, ist davon gezeichnet, irgendwie vergebens zu sein. Zugleich aber, auch das ist Stuber, ist das keineswegs Gottgewollt. Es sind die Verhältnisse, die konkreten sozialen Lebensverhältnisse, die dem Einzelnen sein Schicksal schwer machen und eigentlich, in seinem tiefen Inneren, ist auch der Mann im Elend ein Held, ein zutiefst rührender Mensch, der leben will wie alle anderen auch. „Herbert“, wir zeigten ihn 2016, erhält mit Recht den Deutschen Filmpreis und der Darsteller Peter Kurt ebenfalls.

Es ist diese Grundhaltung dem Leben gegenüber, die Thomas Stuber auch in seinen anderen wichtigen Filmwerken ausbreitet, in „In den Gängen“, den wir hier ebenfalls präsentiert haben, Gewinner des Deutschen Drehbuchpreises, des Deutschen Filmpreises für Franz Rogowski, Bester Film der Berlinale 2018 der Gilde, Ökumenischer Filmpreis. Rogowski, der Schauspieler, der so unendlich traurig in die Welt sehen kann und Sandra Hüller sind das Traumpaar in den Gängen eines



Supermarktes, zaghaft verliebt, der tristen Realität ihrer Arbeitswelt ausgeliefert, dem Selbstmord eines Kollegen. Aber wie von Zauberhand schafft Thomas Stuber es, diesem Elend einen Glanz tiefer Humanität zu verleihen, den echten Glamour wirklichen Lebensmutes, kontrapunktisch gegen die traurigen Verhältnisse des Daseins. Dasselbe macht er in „Die stillen Trabanten“. Als ich diesen seinen neuesten Film in der Auswahl sah, hab ich nach drei Minuten notiert „Regiepreis '23 für Thomas Stuber?“, Fragezeichen. Ein Gedicht von einem Film, ein Meisterwerk der Beobachtung, der stillen Teilhabe am Leben sogenannter Randexistenzen, ein Film zum Mitfühlen, mit einer tiefen seelischen Spannung von Innen heraus, ein Plädoyer für Menschlichkeit. Ich muss die Geschichte hier nicht erzählen, Sie sehen den Film ja in wenigen Minuten. Aber ich muss Ihnen erklären, all dies, all diese großartige Poesie, basierend auch auf einer preisverdächtigen Kameraführung, fiktiv alles und doch verteufelt echt, all dies entsteht allein durch die Regie, allein durch das Führen der Darsteller, die Auswahl der Blickwinkel, das Licht, das Tempo des Schnitts, das Gefühl dafür, wie man das Unsichtbare von Seelenlandschaften sichtbar machen kann, bei allem Elend, das man sieht, mit einer hohen und feinfühligem Eleganz. Ich bin begeistert, Sie haben es schon gemerkt. Und dass Thomas Stuber auch drei Folgen vom Großstadtrevier oder zwei Tatorte und einen Polizeiruf gut gemacht hat, die ich hier mal weglassen, das wundert mich nicht. Aber wenn es um bei ihm wichtigen Werke geht, dann passt seine Regiekunst nicht in den Zeitgeist der Unterhaltung, der Nebenbei-Rezeption von Filmgeschichten. Dafür haben sie viel zu viel Wucht. Für mich knüpfen sie an an das, was ein Rainer Werner Fassbinder einst tat, die Gesellschaft von unten zu betrachten und ihr zugleich das heimliche Glanzlicht des Himmels und aller guten Geister zu verleihen. Thomas Stuber – ich überreiche Dir mit großer Freude unseren diesjährigen REGIEPREIS LUDWIGSHAFEN!